



Kommentare

Zur atomaren Bewaffnung der Schweiz: Kann es uns gleichgültig lassen, was Chruschtschow will? – Wo liegt die Falle der Initiative? – Die theologische Frage – Der Fehler vieler Pazifisten – Was ändert die Atombewaffnung? – Folgerungen für die Schweiz: Staatspolitische Erwägungen und sittliche Forderung – Ist es erlaubt, sich gegen die «freie Welt» atomar zu bewaffnen? – Schützt uns ein Verzicht auf atomare Waffen vor atomarer Zerstörung?

Ein Beitrag ökumenischer Zusammenarbeit in der Architektur: Muß die kirchliche Architektur konfessionell gebunden sein? – 1. Ein Wort des reformierten Architekten Ernst Gisel – Weitere Zeugnisse – 2. Die Frage von innen gesehen: Was verlangt ein Kirchenbau? – Was kann ein Nichtkatholik mitbringen? – Ein Feld ökumenischer Begegnung?

Paläontologie

War Afrika die Wiege der Menschheit? (zu den prähistorischen Funden in Oldoway): 1. Funde, die nach Asien weisen – 2. Die neuen Entdeckungen in Oldoway: die Vorzüge des

Fundortes – a) Die Entdeckungen einer Frau: der Zinjanthropus – Alter: über eine Million Jahre – von Werkzeugen umgeben – und doch kann er kaum der Ahne des Menschen sein – sein Kauapparat («Nußknackermensch») spricht dagegen – b) Ein Kind, das noch älter ist als der Zinjanthropus und doch «menschlicher» und c) ein dem Pithecanthropus aus China ähnlicher Fund, der jünger ist als der Zinjanthropus – Deutung: Das Kind kann ein Vorfahre des dritten Fundes (c) und des Menschen sein – Der Zinjanthropus ist vielleicht eine ausgestorbene Linie der hominiden Evolution – Ergebnis: Das Bild der vormenschlichen Evolution wird komplizierter – Vermutungen bestätigen sich durch solides Beweismaterial – Falsche Annahmen werden berichtigt.

Seelsorge

Heilsdiakonie in der Gesamtkirche: Wie ist die Diakonie zu verwirklichen? – 1. In der Ehe muß dienende Liebe geübt und in der Familie gelernt werden – 2. In der Gemeinde muß Diakonie das Kennzeichen ihrer Lebendigkeit sein – Rolle der Diakonissen – 3. Bedeutung der Diakonie in akademischen Berufen – 4. Die sozial- und kulturpolitische Diakonie – Sach-

verständigenkreise – Mangel an studierenden katholischen Frauen – 5. Die ökumenische Diakonie – Ein Arbeitsteam von Laien auf Zeit – Der Internationale Bauorden – Kennedys Friedenskorps – Kardinal Lercaros Seminar für Sozialdienste, usw. – 6. Ein freiwilliges diakonisches Jahr.

Schule

Die Pläne und die Wirklichkeit des sowjetischen Schulprogramms: 1. Die Pläne: das Internatssystem – die obligatorische Mittelschulbildung – 2. Die Verwirklichung: die Lage in der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Mari – Wieviele nicht zur Schule gehen – der Schulweg – das Essen und die Unterkunft ungenügend – die Mißwirtschaft in der Finanzierung – Ergebnis.

Kultur

Asien und Europa: eine geistige Spannungseinheit (ein Buchbericht): *Jacques-Albert Cottat* charakterisiert die bisherige Entwicklungshilfe – Der Antrieb muß ethischer Natur sein – Interreligiöse Dimensionen – 1. Der Asienbericht von *Arthur Koestler*: Ein hartes und einseitiges Buch – und doch von intuitiver Kraft.

KOMMENTARE

Zur Abstimmung vom 1. April

Die Abstimmung über die Initiative der PdA gegen die Atombewaffnung der Schweiz beunruhigt erneut die Gemüter und die Gewissen vieler. Einige klärende Worte dürften deshalb angebracht sein. Die Frage hat nämlich verschiedene Schichten, die auch von katholischen Schreibern nicht immer auseinandergelassen werden. Sie mischen die theoretische Grundsatzfrage mit der praktischen Anwendung, das Unbedingte mit dem Bedingten, machen Moral mit dem Grauen, widersprechen offen oder verstecken sich selbst – und vernebeln so tatsächlich mehr als sie klären. Damit geschieht genau das, was die Initianten bezweckt hatten: es wird Verwirrung gestiftet. Natürlich werden sie antworten: «Wir suchen nur die schlafenden Gewissen aufzurütteln.» Ihre Absicht in Ehren. Aber es ist nicht dasselbe, ein Gewissen durcheinanderbringen und ein Gewissen aufrütteln. Schon mancher hat aus dieser mangelnden Unterscheidung der Geister geglaubt, Gott einen Dienst zu erweisen, wo er tatsächlich vom bösen Geist geleitet war. Die Frage der Atombewaffnung ist eine ernste und hochwichtige Frage, das Gewissen ist hier wirklich aufgerufen. Deshalb muß auf verantwortungsbewußte und nicht bloß auf «zügige» Beiträge in den Zeitungen geachtet werden.

Eine politische Ueberlegung

Gestartet wird diese Initiative von der PdA. Diesen Umstand darf man nicht beiseite lassen und alsogleich sagen: «Betrachten wir die Frage in sich.» Zuerst muß gefragt werden:

«Was bezweckt die von Rußland gesteuerte Partei mit dieser Initiative hier und jetzt?» Man kann eine «an sich» richtige Sache zu einem ungünstigen Zeitpunkt vorbringen, einzig und allein darum, weil man eine sachliche Lösung verhindern wird. Wir müssen also die Absicht der PdA und die Frage unterscheiden.

Von der augenblicklichen Leitung der Sowjetunion wird man annehmen können, sie wolle jetzt und auf abschbare Zeit keinen Atomkrieg. Sie will wirtschaftlich aufholen, Amerika einholen und hat damit genug, mehr als genug zu tun. Ein Atomkrieg wäre ihr eigener Untergang, ganz gleich ob sie siegt oder verliert. Denn auf Menschen, die sich vom vorgesteckten Ziel (dem Sowjetparadies) entfernen, statt sich ihm zu nähern, ist kein Verlaß. Um ihre Glaubwürdigkeit nicht zu verlieren, will also die augenblicklich herrschende Gruppe im Kreml keinen Atomkrieg. Will sie deshalb abrüsten? Mitnichten. Will sie das Wettrennen um die wirksamsten Waffen bremsen? Ohne Zweifel. Sie sucht die westliche Welt in ihrer Rüstung zu verlangsamen, um selber nicht alle Kraft in die Rüstung stecken zu müssen; sie droht gleichzeitig der westlichen Welt oder einzelnen ihrer Länder mit einem Atomkrieg, um sie zu erpressen. Das ist die allgemeine Situation.

In diesem Rahmen bedeutet die konkrete Initiative der PdA eine von vielen Aktionen der UdSSR, die darauf abzielt, die Wehrkraft des gesamten Westens zugunsten des Ostens herabzusetzen, besser gesagt, nicht erstarken zu lassen, um Luft zu bekommen im wirtschaftlichen Wettlauf. Das kann freilich von heute auf morgen ändern, denn so sicher scheint

Chruschtschew nicht im Sattel zu sitzen; die Chinesenpartei ist in Rußland nicht klein, siehe Molotow ...

So gesehen können wir sagen: Es ist auch vom Standpunkt des Westens durchaus begrüßenswert, den Akzent vom Rüstungswettlauf auf den wirtschaftlichen Wettlauf zu verlegen. Deshalb wäre im gegenwärtigen Augenblick der Entschluß, die Schweizer Armee mit Atomwaffen auszurüsten, kein glücklicher: Höher als unser Verlangen, in Rußland den Kommunismus zu beseitigen, muß unser Verlangen stehen, einen dritten Weltkrieg zu vermeiden. Weil aber unsere Atomrüstung ein wenn auch minimaler Beitrag wäre, die Kriegspartei in Rußland zu stärken, unterlassen wir sie im Augenblick besser.

Im Augenblick, gewiß! Und hier liegt die Falle der Initiative. Sie zielt nicht auf den Augenblick, sie zielt auf gebundene Hände für die Zukunft. Sie will es uns unmöglich machen, auch später Atomwaffen zu haben. Später aber, vielleicht schon morgen, kann die Situation eine ganz andere sein. Von hier aus gesehen ist also im Augenblick ein Verbot, Atomwaffen in unserer Armee einzuführen, ebenso abzulehnen wie es ein Entschluß, sie einzuführen, wäre. Wir sollten uns die Hände frei halten.

Diese Überlegungen setzen zweierlei voraus: Erstens, daß es nicht vom Gewissen her verboten ist, überhaupt Atomwaffen zu besitzen. Zweitens, daß dies auch für ein kleines Land erlaubt ist, und zwar in der gegenwärtigen Weltlage. Beide Fragen sind keineswegs einfach zu beantworten.

Die theologische Frage

Nehmen wir zunächst die erste Frage vor: Ist Atomrüstung überhaupt erlaubt?

Wir wollen nicht alles wiederholen, was Otto Stöckle in unserer Zeitschrift («Orientierung» 1959, Nr. 3, S. 30-34) bereits eingehend und klar über den katholischen Standpunkt dargelegt hat. Es deckt sich im wesentlichen mit der Erklärung der sieben deutschen Moraltheologen über «Christliche Friedenspolitik und atomare Aufrüstung», die wir 1958 (Nr. 10, S. 116-118) unseren Lesern vorgelegt haben. Eine verkürzte Überlegung mag genügen.

Viele geraten dadurch in Verwirrung, daß zum Beispiel der Papst das eine Mal mit beschwörenden Worten auf die furchtbaren modernen Waffen hinweist, die durch Veränderung der Erbkeime sich sogar für die Nachkommen verheerend auswirken können (Mißbildungen und Erbkrankheiten können auf Generationen hinaus entstehen!), und daraus den sittlichen Appell ableitet, diese Waffen abzuschaffen. Dann aber doch wieder eine Atomrüstung nicht als unter allen Umständen verboten bezeichnet, ja sogar Worte gebraucht, die eine Atomrüstung in bestimmter Situation wenigstens indirekt fast wie eine Pflicht hinzustellen scheinen. Ist das nicht ein Widerspruch?

Tatsächlich stoßen wir hier auf ein eigenartiges Phänomen unseres Lebens, über das man vielleicht noch nicht genug nachgedacht hat: infolge des Bösen und Verkehrten, dem Ideal des Menschen Widersprechenden, das es in der Welt und um uns gibt, werden Handlungen notwendig, die «an und für sich» verwerflich sind und die dem idealen Zusammenleben der Menschen gar nicht entsprechen.

Ich will es mit einem Beispiel sagen: Der Würde des Menschen, der sich frei für das Gute (letztlich für Gott, der sein Ziel ist) entscheiden soll, widerspricht jede Gewaltanwendung, denn sie vermindert den Raum der Freiheit und behindert damit den Menschen an der Entfaltung seiner Wesensanlage. Im Idealzustand der Menschheit, auf den hin wir zuzustreben die Aufgabe haben, würde also jede Gewaltanwendung dahinfallen. Tatsächlich befinden wir uns nicht in dem Idealzustand; es gibt Menschen, die nur mit Gewalt in die Schranken eines vernünftigen Zusammenlebens verwiesen werden können. Unter dieser Voraussetzung wird die Gewaltanwendung in gewissem noch näher zu bestimmendem Rahmen nicht nur erlaubt, sondern sogar zur Pflicht. Ist also praktisch das vom Ideal Gesagte eine müßige Spekulation? Ganz und gar nicht! Das Ideal bleibt die Richtschnur für das Ziel, dem wir uns, soweit das die Verhältnisse gestatten, annähern müssen, und zwar immer und überall. Eine jede Staatsgewalt ist also verpflichtet, nur dort Gewalt anzuwenden, wo

das wirklich notwendig ist. Sie muß bestrebt sein, die Gewaltanwendung auf ein Mindestmaß zu beschränken und sie darf nicht bestrebt sein, weil das vielleicht einfacher und bequemer ist, die Grenzen ihrer Gewalt immer weiter auszudehnen. Sie würde sich dadurch vom Ziel, dem sie zu dienen hat, entfernen (anstatt sich ihm zu nähern) und eben dadurch würde sie unsittlich handeln. Es kann sich also beispielsweise nicht eine Staatsregierung auf Röm. 13 berufen, um dadurch ihre offensichtliche Zwangsherrschaft zu rechtfertigen.

In diese Linie ist auch der Krieg zu stellen. Er ist kein Ideal, er ist ein Übel, das dem Ideal schlangweg widerspricht. Er kann aber zur Notwendigkeit werden als Folge des Unrechts in der Welt dort, wo er das einzige Mittel darstellt, ein erträgliches Zusammenleben der Völker zu ermöglichen. Daraus folgt: ein jeder Staat muß bestrebt sein, Kriege unnötig zu machen, und wo sich dies nicht erreichen läßt, ihre Auswirkungen soweit als möglich abzuschwächen. Geht er den umgekehrten Weg, setzt er die Schrecken des Krieges hinauf – und wäre es auch «nur», um den andern zu erpressen –, so entfernt er sich nach dem oben Gesagten vom Ziel der Menschheit und handelt somit unsittlich.

Damit fällt der scheinbare Widerspruch, von dem wir ausgingen, dahin. Beides ist richtig und beides ist wichtig: Das Ziel des Menschen, das Gott ihm gesetzt hat, verlangt, daß wir danach streben müssen, Kriege auszuschalten, und das umso mehr, je schrecklicher die Verheerungen der Mittel des Krieges werden. Können wir die Möglichkeit von Kriegen nicht ausschalten, müssen wir wenigstens bestrebt sein, die Furchtbarkeit der Kriegsmittel herabzusetzen. Es ist nicht bloß schön und löblich, wenn wir das tun, es ist eine strenge Pflicht des Gewissens! Trotzdem kann es notwendig und geboten sein, als Folge des Bösen in unserer konkreten Welt, zum Krieg zu greifen, genau so weit, als dadurch das Ziel der Menschen weniger beeinträchtigt wird. Anders gesagt: Jeder Krieg, und je grausamer seine Waffen sind desto mehr, entfernt uns tatsächlich vom vorgesteckten Ziel; praktisch aber kann es sein, daß ein Krieg das einzige und letzte Mittel darstellt, das eine noch größere Abweichung vom Ziel verhindert. Nur in diesem Fall ist ein Krieg erlaubt und sogar geboten. Es ist dabei durchaus falsch, einzig und allein nur auf sich selbst zu schauen, man muß stets auch die Gesamtlage der Menschheit im Auge haben, denn kein Volk steht für sich allein, es hat auch Mitverantwortung am Schicksal der andern. Diesen Gedanken haben vor allem die großen Völkerrechtler des 16. und 17. Jahrhunderts deutlich herausgestellt. Nicht zu Unrecht! Später, als man die Souveränitätsrechte des Nationalstaates überspitzte, stumpfte sich dieses Menschheitsbewußtsein leider ab bis zur Unkenntlichkeit.

Im Licht dieser Perspektive zeigt sich der bewußte oder unbewußte Grundfehler der meisten Pazifisten. Sie sehen sehr richtig, daß es unsere Lösung sein muß: Krieg dem Krieg. Sie nehmen aber das Ziel vorweg, wollen es unmittelbar verwirklichen, und losgelöst von den notwendigen Vorbedingungen. Wenn sie sagen: der heutige Krieg mit Atomwaffen verändere die Situation grundsätzlich gegenüber früher, so ist das ein Irrtum. An den Grundsätzen muß gar nichts geändert werden. Die Grenze, von der ab ein Krieg zulässig oder geboten sein kann, verschiebt sich allerdings nicht unbeträchtlich, doch geschieht das nicht durch das Hinzutreten neuer Grundsätze, sondern gerade in Anwendung derselben Grundsätzeerwägungen, die wir hier angestellt haben: Weil die neuen furchtbaren Waffen den Menschen weiter vom Ziel entfernen als die früheren Kampfmittel, deshalb muß auch die Abweichung vom Ziel, um derentwillen ein Krieg notwendig werden kann, eine größere sein! Man kann sich fragen, ob es Waffen gibt oder geben wird, die so furchtbar und zerstörende Auswirkungen haben, daß eine noch größere Zielabweichung, die durch ihre Anwendung verhindert werden soll, nicht denkbar wäre. Nicht alle Theologen sind sich hier einig, aber die Mehrheit (nicht nur quantitativ, sondern auch ihrem Ansehen nach) ist der Meinung, daß dieser Fall nicht gegeben ist durch die ABC-Waffen und auch nie gegeben sein wird, insofern es Güter des Menschen zu verteidigen gilt, die einen absoluten Wert besitzen, wie die Freiheit des Menschen und seine Würde. Man kann durchaus sagen, daß gegenüber den Westmächten, welche diese Menschheitsgüter nicht antasten, ein Atomkrieg unsittlich und deshalb auch eine Atomrüstung entschieden zu verwerfen wäre! Das Gleiche gilt aber nicht gegenüber dem Ostblock, der die Grundrechte menschlicher Entfaltung bedroht.

Soll die Schweiz eine atomare Ausrüstung haben?

Damit sind wir beim dritten Fragepunkt. Es wird heute oft – so will uns scheinen – allzusehn folgender Schluß gezogen: Vordersatz: Atomrüstung ist sittlich nicht verboten. Untersatz: Staatspolitische Erwägungen legen aber eine Atomrüstung nahe. Folgerung: Also muß der gute Schweizer für die Atomrüstung der Schweizer Armee sein. Der Fehler liegt im Vordersatz: Man kann keineswegs schlankweg sagen: Atomrüstung ist sittlich nicht verboten. Vielmehr gilt umgekehrt: Atomrüstung ist überall dort unsittlich, wo sie nicht als ein letztes Mittel zur Abwehr noch größerer Abirrung vom letzten Ziel des Menschen notwendig ist. Daß dabei auch staatspolitische Erwägungen in Betracht zu ziehen sind, liegt auf der Hand. Es geht aber nicht an, die sittliche Frage einfach auszuklammern und die ganze Atomrüstungsdiskussion allein auf staatspolitische Erwägungen reduzieren zu wollen. Ein solcher Standpunkt würde die Tragweite der sittlichen Frage vollständig verkennen. Sie spielt in jeder konkreten Entscheidung erneut hinein!

Ein katholischer Politiker hat sich demnach auch bei der Abstimmung vom 1. April zuerst und vor allem zu fragen: Kann die Atomrüstung der Schweiz einmal in einer bestimmten, möglichen und vorauszu sehenden Situation ein notwendiges Mittel werden, um eine noch größere Abweichung vom Ziel des sich frei entfaltenden Menschen zu verhindern (in der Schweiz vor allem, dann aber auch allgemein in der Menschheit!)? Verneint er vor seinem Gewissen diese Frage, kann er der Initiative zustimmen. Bejaht er die Frage, kann er in der Abstimmung nein stimmen vom moraltheologischen Standpunkt aus. Erst dann kommen in zweiter Linie taktische Erwägungen in Frage: ob es klug ist, zum Beispiel in diesem Moment eine von der PdA lancierte Initiative zu unterstützen, oder ob man dazu nicht besser eine andere, von anderen Leuten lancierte Vorlage abwarten soll. Bestehen solche Einwände mehr taktischer Natur nicht, dann muß er sogar je nach dem Spruch seines Gewissens mit ja oder nein stimmen.

Daß eine Atomrüstung uns vom Ziel des sich frei entfaltenden Menschen wegführt, ist gerade für den Schweizer leicht zu zeigen. Sie würde nämlich einen einschneidenden Eingriff bedeuten in die Struktur und den Aufbau unserer Volksarmee, wenn sie diese nicht gar zu einer Illusion herabsetzen würde. Von der Beschießung mit Atomwaffen freilich würde der Verzicht auf eine eigene Atomrüstung uns in keiner Weise bewahren. Es fragt sich aber, ob nicht ein solcher Verzicht, zumal in Verbindung mit anderen kleinen Staaten, die Gefahr eines Atomkrieges auf Welt ebene vermindern könnte. Evident ist das keineswegs. Gründe sprechen dafür und dawider. Sie zu entscheiden, fühlen wir uns nicht berufen. Darauf hinzuweisen, daß man sich mit diesen Gründen ernstlich auseinandersetzen muß, ernstlicher als es gemeinhin geschieht, halten wir für unsere Pflicht. Je nachdem der einzelne nämlich diese Gründe bewertet, tritt die Gewissenspflicht nach den hier dargelegten Grundsätzen in Funktion. Ist jemand der Ansicht, ein Verzicht der Schweiz auf Atomrüstung trüge dazu bei, daß die Atombewaffnung in den Händen von drei oder vier «Großen» bleibe und der Atomkrieg werde dadurch unwahrscheinlicher, dann tritt demgegenüber der mögliche Fall, daß die Schweiz durch eigene Atomrüstung einen bereits ausgebrochenen Atomkrieg von sich eventuell abwenden könnte (welch dünne Möglichkeit!) in den Hintergrund! Ist jemand nicht dieser Ansicht (wo bereits Israel an Atomwaffen herumpröbelt, China wohl bald aufholen wird – um nur diese zu nennen), dann gewinnt die «dünne Möglichkeit» trotz allem Gewicht ...

Sollen wir das alles jetzt schon entscheiden? Uns scheint: je ernster und gewichtiger all diese Fragen sind, gerade weil sie das Gewissen belasten, desto gründlicher wollen sie überlegt sein. Überstürztes Handeln ist nicht zu verantworten. Aber es ist Zeit, mit dem Nachdenken anzufangen.

A. M. G.

Konfessionell gebundene kirchliche Architektur?

«Das so oft vertretene Postulat, daß nur ein überzeugter Glaubensgenosse eine Kirche seiner Konfession bauen könne, ist unbegründet. Jeder gute Architekt kann eine Kirche bauen. Diese Anschauung gewinnt zusehends an Boden; die konfessionellen Grenzen beginnen sich zu verwischen, wo es um Architektur geht. Wie allgemein im Kirchenbau, so leistet auch hier die katholische Kirche Pionierarbeit. Auch protestantische Künstler werden beauftragt, und in verschiedenen Wettbewerben finden sich sowohl unter den Teilnehmern wie in der Jury Architekten beider Konfessionen.»

So schreibt im «Werk» 1961 Nr. 12 der dynamische und ange sehene reformierte Architekt Ernst Gisel.

Wenn nichtkatholische oder doch konfessionell Außenstehende, aber am Kirchenbau innerlich interessierte Architekten und Künstler für katholische Kirchenbauten zugezogen werden, ist das im schweizerischen Raum keine neue Erscheinung. Wir brauchen nur hinzuweisen auf die verschiedenen katholischen Kirchenbauten von Robert Moser, der seine Tätigkeit 1926 mit dem Bau der Antoniuskirche in Basel krönte.

Es ist keineswegs Snobismus, wenn weite katholische Kreise sich durch Corbusiers Wallfahrtskirche von Ronchamp angesprochen fühlen, und die sakralen Schöpfungen eines Matisse oder Léger strömen nicht nur künstlerische, sondern religiöse Kraft aus, die christlich verwurzelte Menschen mitreißt.

Wenn Gisel anerkennt, daß die katholische Kirche Pionierarbeit leiste, kann uns das freuen. Andererseits wollen wir nicht übersehen, daß diese offene Haltung für Mitarbeit von Nichtkatholiken auch nur möglich geworden ist, weil sich getrennte Brüder interessieren, was im katholischen Kirchenbau geschieht.

Im letzten Sommer bereisten Mitglieder einer nationalen Kirchen-Architektengemeinschaft der USA West-Europa. Die fast ausschließlich nichtkatholischen und sich zu andern Konfessionen positiv bekennenden Teilnehmer zeigten gegenüber dem katholischen neuen Kirchenbau in der Schweiz und in Deutschland eine überraschend offene und anerkennende Haltung.

Naturgemäß bestand bei diesen eher mit dem lutheranisch geprägten Kirchenbau Vertrauten eine größere Nähe zum katholischen Sakralbau als bei unsern Reformierten. Daß aber auch ernsthafte schweizerische reformierte Architekten und Künstler sich um unsere Belange interessieren, ist nicht zuletzt Folge kollegialen Kontaktes und der Verbindungen, welche durch die Berufsverbände gehen. So zeigt das «Werk» in der genannten dem Kirchenbau gewidmeten Dezemberrummer, wie auch in früheren ähnlichen Veröffentlichungen, eine erfreuliche Weite und Loyalität.

Nicht im Sinne einer Entgegnung, sondern einer Klärung seien einige grundsätzliche Bemerkungen hier angebracht.

Es hieße die Architektur auf das Formale zu reduzieren, wenn wir von der geistigen Aussage abstrahieren wollten, um dadurch nichtkatholischen Künstlern den Weg zu unseren Sakralbauten zu öffnen.

Katholische Kirchenbauten sind aus zweifacher Sicht zu beurteilen:

Die Verwirklichung liturgischer Ansprüche

Wer die Geschichte der christlichen Sakralbauten nur stillhistorisch abwandelt, kann der Sache nicht gerecht werden. Der Kirchenbau ist andererseits weniger ein Manifest als ein Dienst an der lebendigen Gemeinde und ihrem «gottesdienstlichen Leben».

Dieses Leben vollzieht sich zumeist im liturgischen Rahmen, aber nicht ausschließlich. Der Kirchenbau kann nicht an der Frage vorbeigehen, was bedeutet dem heutigen Menschen das Gotteshaus, und da ist zu erkennen, daß neben erfüllter primärer Aufgabe eines liturgischen Versammlungsraumes dort der Mensch auch außerhalb des liturgischen Geschehens seine Heimat zu privater Ehrung Gottes, zu innerer Stille und Besinnung finden will. Primär sind aber die liturgischen Ansprüche im weitesten Sinn zu erfüllen.

Diese Ansprüche lesen sich ab

► an dem liturgischen Geschehen selber, wie es die Kirche ordnet und wie die Gemeinde damit anzusprechen ist. Zuordnung von Chor- und Gemeinderaum, oder treffender gesagt von Altar- und Gemeinderaum, Aufgaben der Opferfeier und der Verkündigung stellen dem Kirchenbau wesentliche funktionelle Aufgaben, die von wissenden Außenstehenden gelegentlich noch frischer durchdacht werden können.

► In der Geschichte haben diese liturgischen Anforderungen eine Verwirklichung erhalten und können heute nicht ungeprüft und unverwertet bleiben.

Nicht erst durch das Bauprogramm, das mit der nötigen Knappheit eher die konkreten Bedingungen umschreibt, in denen sich ein solcher Bau verwirklicht (dessen liturgische Anforderungen aber vorausgesetzt sind), sondern durch inneres aktuelles und geschichtliches Interesse sind diese Faktoren einem Außenstehenden zugänglich.

Praktisch sind die von Nichtkatholiken ausgeführten Kirchenbauten meist von vornherein mit dem Vorwurf belastet, daß mindestens im Sakristeibau etwas fehle ... Meist wird es aber ebenso sehr an der klaren Auffassung des Bauherrn gefehlt haben. Jedenfalls stehen historisch und funktionell bedingte liturgische Daten nicht außerhalb des Fassungsereiches eines Nichtkatholiken, der einen katholischen Kirchenbau als inneres Anliegen und nicht nur als zufälligen Auftrag betrachtet.

Die geistige Aussage des Kirchenbaus

Sind hier dem kirchlichen «Außenseiter» nicht unüberwindliche Schranken gesetzt? Dem Architekten wohl weniger als dem Plastiker und dem Maler, deren bildhafte Aussagen nicht losgelöst sein können vom Offenbarungsgehalt, der unsere Auffassung über Gott und die Zuordnung des erlösten Menschen richtunggebend festlegt. Der nichtkatholische Architekt wird

gewisse Schwierigkeiten in seiner beratenden Funktion für die künstlerische Mitgestaltung des Raumes durch Beizug von andern Beratern vermindern müssen.

Was aber den Kirchenbau als solchen anbelangt, wird er mindestens als Christ, der an die Heimholung der Welt durch die Erlösung durch Christus glaubt, zu jener geistigen Aussage fähig sein, die ein Kirchenbau stellt. Sein Hauptanliegen ist weniger eine direkte geistige Aussage, als die emotionelle Übersetzung einer vorgefundenen geistigen Wirklichkeit. Dies zu wagen, muß er als gotthöriger und erlöster Mensch in seiner Zeit stehen und wissen, wie der heutige Mensch räumlich angesprochen wird. Sein Beitrag ist Präludium und Tonalität, welche das liturgische Geschehen räumlich umfängt und umgrenzt.

Nichts scheint uns nahezulegen, daß es einem nichtkatholischen Architekten nicht gelingen sollte, einen Kirchenbau zu planen und zu gestalten, der jene Bedingungen erfüllt, die den heutigen Menschen diesen Bau als «sakral» empfinden lassen.

Es sollen diese Bedingungen hier nicht eigens umschrieben werden. Es hält ohnehin schwer, rational zu umschreiben, was einem Bauwerk den Charakter des «Sakralen» verleiht. Es sind wesentlich künstlerische Elemente der Raumgestaltung und Lichtführung, welche erreichen, daß der bereits irgendwie bereite Mensch dort von einer Atmosphäre ehrfürchtiger Stille umfungen wird und den Antrieb zu innerer Sammlung und Aufschließung findet ... Und ferner, soweit dies mit der letzten inneren Freiheit vereinbar ist, soll die räumliche Disposition und Schwerpunktbildung eine gemeinschaftsbildende Kraft auf die liturgische Gemeinde ausstrahlen.

Ob nicht gerade hier ein Feld ökumenischer Begegnung sein könnte, wo keine dogmatischen Bedenken erstehen müssen?

Herm. Reinle, Pfr.

WAR AFRIKA DIE WIEGE DER MENSCHHEIT?

Seit Sommer 1959 wurden am berühmten prähistorischen Fundort *Oldoway* (Trockenschlucht am Rande der Serengeti-steppe, Tanganjika) in Ostafrika einige bedeutende Entdeckungen gemacht. Sie vermögen die Ursprünge der Menschheit und die Anfänge der Werkzeugherstellung in ein neues Licht zu stellen. Dank der Verbindlichkeit von Dr. L. S. B. Leakey (Kurator am Coryndon Museum, Nairobi, Kenya) durfte der Verfasser dieses Berichtes die Fundstellen besuchen und die fossilen Überreste prüfen. Im vorliegenden Artikel möchte er nun für die Leser der «Orientierung» die Natur dieser wichtigen Entdeckungen und ihre Bedeutung für unsere Auffassung über die Ursprünge der Menschheit im Grundriß entwerfen.

Asien oder Afrika?

Gleich nach der Entdeckung der ersten fossilen menschlichen Überreste, vor etwas mehr als hundert Jahren, haben die Wissenschaftler angefangen, sich die Frage zu stellen, auf welchem Erdteil der Mensch zuerst erschienen sei. Bis zum Zweiten Weltkrieg waren alle Augen auf den Fernen Osten gerichtet. Am Ende des 19. Jahrhunderts entdeckte der holländische Militärarzt Dubois in Java den Schädel des *Pithecanthropus*, eines Wesens, das, obwohl sein Gehirn viel kleiner war als das des heutigen Menschen und sein Schädel viele affenähnliche Merkmale aufwies, bereits aufrecht stehen konnte und einen menschenähnlichen Gang besaß. Dreißig Jahre später entdeckte man in der Umgebung von Peking mehrere Überreste eines anderen *Pithecanthropus* mit einem ein wenig

größeren Gehirn. Zudem fand man in engster Verbindung mit den Schädeln und anderen Knochen grob bearbeitete Werkzeuge und auch Spuren von Feuer. Kein Zweifel war mehr möglich, daß man da einem Werkzeughersteller gegenüberstand, das heißt einem Wesen, das Leistungen vollbringen konnte, die heute als das ausschlaggebende Unterscheidungsmerkmal des Menschen angesehen werden. Der «Pekingmensch» – so pflegt man ihn zu bezeichnen – war älter als alle anderen bekannten menschlichen Überreste. Der «Javamensch» wurde als noch älter eingeschätzt. Damit stellte sich die Frage: Kam der Mensch vielleicht aus dem Fernen Osten?

Die Entdeckung des *Australopithecus* in Südafrika vor und nach dem Zweiten Weltkrieg hat zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler auf den afrikanischen Kontinent gelenkt. Hier stand der Anthropologe einem noch rätselhafteren Wesen gegenüber als im Fall des *Pithecanthropus* von Java. Bei einem Gehirnvolumen, das ihn von einem Gorilla kaum – wenn überhaupt – unterschied, wies der *Australopithecus* kleine Eck- und Schneidezähne auf, die ähnlich jenen des Menschen sind, beim Affen aber nie vorkommen. Wichtiger noch: der Bau der Beckenknochen vom *Australopithecus* verrät deutlich einen menschenähnlichen, aufrechten Gang. Die Arme und die Hände wurden für die Gehbewegung nicht gebraucht und konnten für die Handhabung von Gegenständen oder sogar für den Gebrauch und die Herstellung von Werkzeugen eingesetzt werden. Verschiedene, dem *Australopithecus* eindeutig verwandte Typen wurden in den folgenden Jahren gefunden. Man bezeichnet sie mit dem Sammelnamen

«Australopithecinen». Das geologische Alter dieser Gruppe ist heute noch ein heiß umstrittener Gegenstand. Allgemein gibt man zu, daß das älteste von diesen Wesen mindestens so alt sein muß wie der Pithecanthropus von Java, wenn nicht älter. Die Bedeutung des Australopithecus (als eine dem Urmenschen sehr nahestehende Form) wurde in den letzten Jahren noch erhöht, als man in der gleichen Ablagerung, welche die fossilen Überreste dieses «Affenmenschen» enthalten hat, rudimentäre Steinwerkzeuge fand. Doch wurden diese Werkzeuge nie in direkter Verbindung mit den Knochen oder Zähnen der Australopithecinen gefunden, so daß es nie ganz klar wurde, ob die Australopithecinen echte Werkzeughersteller waren, oder ob die gefundenen Werkzeuge von einem entwickelteren Zeitgenossen der Australopithecinen verfertigt wurden.

Die Diskussion um den menschlichen Status der Australopithecinen war noch im Gange, als – vor drei Jahren – eine Reihe von neuen Entdeckungen in Oldoway neue Elemente zutage förderte, die unsere Auffassung über die Ursprünge des Menschen als Werkzeughersteller an wichtigen Punkten ändern könnten.

Neue Entdeckungen in Oldoway

Oldoway ist einer der wenigen Orte in der Welt, wo eine nahezu lückenlose Dokumentation über die Geschichte des Lebens während der letzten Millionen Jahre vor unseren Augen ausgebreitet liegt. Die Schlucht befindet sich in Nordtanganjika und ist heute eine der trockensten Stellen von ganz Ostafrika. In den letzten Millionen Jahren war sie aber für eine sehr lange Zeit mit Wasser gefüllt. Wir wissen, daß am Gestade dieses Sees während mehrerer hunderttausend Jahre Menschen gelebt haben: in den verschiedenen Schichten, dargestellt von den nachfolgenden Seebetten, wurde eine große Anzahl von Steinwerkzeugen gefunden. Es ist in Oldoway sogar möglich, die Entwicklung und die Vervollkommnung der menschlichen Werkzeugindustrie von den primitivsten Stufen bis zu den fortgeschritteneren Techniken zu verfolgen. Eine große Menge von fossilen Tierüberresten erlaubt uns zu sagen, in welcher Umgebung dieser Frühmensch gelebt hat. Unglücklicherweise wurden – bis vor kurzem – die Überreste von den Herstellern dieser Werkzeuge nie gefunden.

Erster Fund: der Zinjanthropus

Am 17. Juli 1959 besichtigte Dr. L. S. B. Leakey's Frau, eine gewandte und scharfsichtige Prähistorikerin, eine Stelle, wo bereits früher ein vereinzelter menschlicher Zahn gefunden wurde. Sie bemerkte ein Knochenfragment – vom Regen kurz zuvor halb herausgeschwemmt –, das sich als Teilstück einer menschenähnlichen Schädelbasis erwies. Kurz danach wurden dann die meisten Stücke eines Schädels gefunden, der viele Ähnlichkeiten mit dem des Paranthropus (eine Form des Australopithecus) zeigt. Dr. Leakey meinte, die Unterschiede seien genügend groß, um von einer besonderen Art der Australopithecinen sprechen zu können und nannte den Fund «Zinjanthropus».

Planmäßige Grabungen an der ersten Fundstelle haben eine wichtige Tatsache aufgezeigt: Der Schädel ruhte in einer Schicht, welche von den Prähistorikern als «living floor» (lebender Boden) bezeichnet wird, das heißt ein Ort, an dem ein urtümlicher Mensch gelebt oder lange gelagert hat. Die meisten alten menschlichen Überreste wurden in Flußbetten, Kiesgruben usw. gefunden, wohin sie das Wasser geschwemmt hat. Unter solchen Umständen konnte man nie sagen, in welcher Umgebung der jeweilige Frühmensch gelebt hat. Im Fall des Zinjanthropus wurde dagegen der Schädel in einer Schicht gefunden, deren Oberfläche mit Tierknochen und – was viel wichtiger ist – mit Steinwerkzeugen von der primitivsten Art der Werkzeugherstellung, die bis jetzt in Oldoway

registriert wurde, besät ist. Das alles legt uns den Schluß nahe, daß wir es mit einem menschenähnlichen Wesen zu tun haben, mit den Werkzeugen, die es herstellte und mit den Tieren, die es jagte.

Eine Zeitlang hegte man die Hoffnung, daß vielleicht – da der «living floor» seit jenem Zeitpunkt, wo der Zinjanthropus dort lagerte, nicht gestört wurde – ein ganzes Skelett gefunden werden könnte. Diese Hoffnung ging aber bis heute nicht in Erfüllung. Trotz Grabungen großen Stils fand man nur zwei lange Knochenstücke vom Unterschenkel.

Die Auseinandersetzung über die Bedeutung des Zinjanthropus für unser Verständnis der Entwicklung des Menschen dauerte noch an, als zwei neue Entdeckungen hochbedeutsame und in gewissem Maße unerwartete Elemente zutage förderten.

Zweiter Fund: das Kind

Am 2. November 1960 entdeckte Dr. Leakey's Sohn Jonathan den Unterkiefer eines Kindes von etwa 12 Jahren. Die Fundstelle ist weniger als 300 Meter von jenem Ort entfernt, wo der Zinjanthropus ein Jahr zuvor entdeckt wurde. Die Nähe der zwei Fundstellen macht es leicht, die geologischen Schichten genau zu vergleichen. So konnte man herausstellen, daß der Kiefer des Kindes aus einer früheren Ablagerung kommt und deshalb einem Individuum gehört, das vor dem Zinjanthropus gelebt hat. Zusammen mit dem Kiefer – doch ziemlich breit zerstreut auf dem «living floor» – fand man dann den größeren Teil eines linken Fußes, sechs Fingerknochen, die Scheitelbeine des Hirnschädels, zwei Schlüsselbeine und zwei Rippen, dazu noch einen Teil der Hand eines Erwachsenen. Man hat auch einige grob bearbeitete Werkzeuge entdeckt: einige Lavastücke mit ein oder zwei Absplitterungen, ein sehr schönes Hauwerkzeug, zwei Splitterwerkzeuge und ein (vermutliches) Knochenwerkzeug. Auch Tierknochen wurden gefunden. Sie gehörten zum größten Teil zu Jungtieren.

Das eigentliche Interesse dieser Funde liegt in der Morphologie der Unterkieferbezaugung, der Scheitelbeine, der Fuß- und der Handknochen. Die letzteren sind noch immer Gegenstand eingehender Untersuchung. Es wurden noch keine detaillierten Informationen über sie veröffentlicht. Wir können jedoch bereits sagen, daß sowohl die Hand als auch der Fuß einige primitivere Merkmale aufweisen, zugleich aber auch andere, die eindeutig mehr menschen- als affenähnlich sind. Zum Beispiel scheint es sicher zu sein, daß der Daumen groß war und den andern Fingern entgegengestellt werden konnte. Dies ist aber eine Voraussetzung für eine genaue Handhabung von Gegenständen, und darum auch für die Herstellung von Werkzeugen. Affen besitzen eine solche Art von Daumen nicht. Der Fuß ist offenbar auch «menschenähnlicher» als der von irgendeinem lebenden oder fossilen Affen. Dies deutet eine menschenähnliche Körperhaltung und einen aufrechten Gang an.

Der Unterkiefer und das Scheitelbein geben uns aber die wichtigsten Informationen über den Status des Kindes im Prozeß der Hominisation. Die Größe der Scheitelbeine zeigt bereits, daß dieses Kind – obwohl erst 12 Jahre alt – ein größeres Gehirn hatte als die uns bekannten Australopithecinen. Die Form der Scheitelbeine weist auf einen höheren Entwicklungsstand des Gehirns hin: das Stirnbein war wahrscheinlich groß (was von einem entwickelteren Gehirn, vor allem von einer größeren Assoziationspartie des Gehirns zeugt), die Naht zwischen dem Scheitel- und dem Schläfenbein (die sogenannte Schuppennaht) ist gebogen, also mehr «menschenartig».

Andererseits sind aber die Unterkieferzähne in mancher Hinsicht «affenhafter» als die Bezaugung des Australopithecus. Während der letztere ein sehr starkes hinteres Gebiß und ein kleines Vordergebiß besaß, weisen die Schneide-, Eck- und Backenzähne (Prämolaren) des Kindes große Ähnlichkeit mit der Bezaugung der fossilen Affen auf. Doch ist der Eckzahn nicht

so stark entwickelt und das erste untere Prämolar hat nicht die affenhafte Schneideform. Mit anderen Worten: die Bezahnung des Kindes stellt einen fast vollkommenen Übergang von affenähnlicher zu urmenschenähnlicher Bezahnung dar. So scheint dieses Kind ein geeigneteres Zwischenglied («link») zwischen den Affen und dem Urmenschen abzugeben als jede andere Form von Australopithecinen. Bei diesen, und vor allem bei dem Zinjanthropus, ist das Vordergebiss dermaßen zurückgebildet, daß es äußerst schwierig ist, einzusehen, wie diese Form sich zum Pithecanthropus hätte entwickeln können, der viel stärkere Eckzähne bewahrt hat.

Kurz: Die fossilen Überreste des Kindes weisen Merkmale auf, die «menschlicher» sind als die des Australopithecus (z. B. Hirnschädel), und andere Merkmale (z. B. Bezahnung), die dem Affenhaften viel näher bleiben. Von diesen Merkmalen sind offensichtlich die ersten wichtiger. Das größere Gehirnvolumen und die Hand, die fähig ist, Gegenstände kunstgerecht zu handhaben, legen uns nahe, daß dieses Kind und seine Verwandten jene primitiven Werkzeuge gefertigt haben, die man auf dem «living floor» entdeckte, und auch jene Jungtiere gejagt haben, deren Knochen man dort selbst fand.

Dritter Fund: ein fortgeschrittener Pithecanthropus (?)

Ziemlich genau einen Monat nach dem zweiten Fund kam ein drittes wichtiges Fossilobjekt zum Vorschein. Während einer geologischen Ausmessung des Oldoway-Gebietes erblickte Dr. Leakey einige Knochen, die vom Regen unlängst aufgedeckt wurden und für die Gefahr bestand, bergab geschwemmt zu werden. Eine unmittelbare Freilegungsarbeit förderte den größten Teil eines Hirnschädels zutage, der bedeutende Ähnlichkeiten mit der entwickelteren Pithecanthropusform von Peking aufwies. Der Schädel lag in einer Ablagerung eingebettet, die unmittelbar über jener Schicht ruht, in der der Zinjanthropus gefunden worden ist, getrennt von ihr durch eine Zeitspanne von einigen hunderttausend Jahren. Obwohl noch keine eigentlichen Grabungen am Fundort selbst stattgefunden haben, kann man schon sagen, daß die archäologische Schicht, in der dieser Schädel gefunden wurde, jener Schicht entspricht, die man andernorts in der Oldowayschlucht als das Stadium der Chelléen-Kultur identifiziert hat. Dieses entspricht ungefähr dem Alter der frühesten Steinwerkzeugindustrien in Europa. Eine große Anzahl von Artefakten dieser Schicht wurde bereits in Ostafrika gefunden, bis jetzt aber noch kein Fossil, das als Verfertiger dieser Werkzeuge hätte bezeichnet werden können.

Wie bereits erwähnt, weist der Schädel eine Anzahl Ähnlichkeiten mit dem des Pithecanthropus in Ostasien auf. Wichtig sind aber auch die unterscheidenden Merkmale: Erstens ist er bedeutend größer als der des Peking-Menschen (21 cm lang gegen eine Länge von 17 cm bei dem größten Schädel von China); zweitens ist er durch eine relativ höhere Schädelwölbung charakterisiert. Für weitere Informationen müssen wir die volle wissenschaftliche Auswertung des Fundes abwarten. Die Frage stellt sich nun: Wie sollen die aufeinanderfolgenden Funde in Oldoway gedeutet werden?

Deutung der Funde

Die Entdeckung des Zinjanthropus während des Sommers 1959 in enger Verbindung mit grob bearbeiteten Werkzeugen aus Quarz schien denen Recht zu geben, die den Australopithecus oder seine Verwandten als einen echten Werkzeughersteller, möglicherweise sogar als den ersten Werkzeughersteller betrachtet haben. In Oldoway kann gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Schädel und die Werkzeuge zu demselben Lebenshorizont gehören. Da man keine Spuren von irgendeinem anderen menschenähnlichen Lebewesen gefunden hat, schien die einzig logische Schlußfolgerung zu sein, daß

der Zinjanthropus der Hersteller dieser Werkzeuge war und auch der Jäger jener Tiere, deren Knochen aufgespalten wurden, um Knochenmark zu gewinnen. Darüber hinaus: das mit den neuesten Methoden der Altersbestimmung von Fossilien (auf Grund vom radioaktiven Potassium) festgestellte Alter des Fundes (über eine Million Jahre) machte die Annahme wahrscheinlich, daß wir es beim Zinjanthropus mit einem der ersten, wenn nicht sogar mit dem ersten Werkzeugverfertiger zu tun haben. Die Ähnlichkeit zwischen dem Schädel des Zinjanthropus und dem von gewissen Australopithecinen könnte uns dann nahelegen, daß auch jene Werkzeuge, die an den südafrikanischen Fundstellen in der Nähe des fossilen «Affenmenschen» gefunden wurden, tatsächlich von diesem verfertigt worden sind. Wäre es dann nicht denkbar, so haben sich einige Wissenschaftler gefragt, daß manche Pithecanthropusformen tatsächlich zu jener Entwicklungsbahn gehören, die zum «homo» geführt hat?

Andererseits jedoch ist die Annahme, daß der Zinjanthropus oder ein ihm ähnliches Wesen wirklich als Ahne des späteren fossilen Menschen anzusehen ist, eine kaum haltbare Position. Der Zinjanthropus (mehr noch als der Australopithecus) weist eine Reihe von sehr ausgeprägten und scheinbar höchst spezialisierten Merkmalen auf, die alle im Zusammenhang mit seinem riesig entwickelten Kauapparat stehen: große Molaren, die dazugehörige gewaltige Kaumuskulatur usw. Dr. Leakey nannte deshalb den Zinjanthropus scherzhaft den «Nußknackermenschen». All das erschwert aber die Annahme, daß ein derart spezialisiertes Wesen zu Pithecanthropusformen, die keine solchen Spezialisierungen aufweisen, führen konnte. Mit anderen Worten: die Entdeckung des Zinjanthropus hat – was in der Paläontologie oft geschieht – mehr Probleme geschaffen, denn gelöst.

Glücklicherweise bietet uns die Entdeckung des Kindes in einer nahen, aber tieferliegenden Schicht eine Lösungsmöglichkeit der eben umrissenen Probleme an.

Wie oben schon erwähnt, können wir auf Grund eines guten Beweismaterials annehmen, daß vor dem Zinjanthropus ein Wesen mit größerem Gehirn als jenem des Zinjanthropus und aller anderen bis jetzt bekannten Australopithecinen existiert hat. Die Hand- und Fußknochen zeigen einige menschliche und einige primitive Merkmale. Besonders die Bezahnung stellt ein nahezu vollkommenes Zwischenstadium zwischen gewissen fossilen Affen und dem urtümlichen fossilen Menschen dar. Das Wichtigste ist aber: dieses Geschöpf wurde auf einem «living floor» gefunden, was sehr wahrscheinlich macht, daß die dort gefundenen groben Werkzeuge von ihm hergestellt wurden und daß es auch erfolgreich war im Jagen von Tieren, wenigstens Jungtieren, deren Knochen man in engem Zusammenhang mit seinen Überresten entdeckt hat.

Es scheint auch sicher zu sein – wenn man die kurze Zeitspanne betrachtet, die das Kind vom Zinjanthropus trennt –, daß der letztere unmöglich als Nachkomme des ersteren betrachtet werden kann. Offenbar müssen wir in Oldoway zwei verschiedene Entwicklungslinien in der Altpleistozänperiode (Alteiszeit) annehmen. Die Morphologie des Kindes scheint die Vermutung zu bestätigen, daß es sich zu einem pithecanthropusähnlichen Typus entwickeln konnte. Diese Annahme wird durch den Fund des Chelléen-Schädels in der höherliegenden Ablagerung bekräftigt. Die Morphologie des Zinjanthropus zeigt dagegen eine äußerste – wahrscheinlich auf die Ernährungsgewohnheiten zurückzuführende – Spezialisierung. Jeder Paläontologe weiß, wie leicht eine Überpezialisierung das Erlöschen der spezialisierten Gruppe herbeiführen kann, wenn sich nämlich die Verhältnisse, an die sie sich angepaßt hat, ändern. All das würde nur bestätigen, was man bereits vermutet hat: die Australopithecinen stellen nur einen Zweig der Entwicklung dar; sie haben sich zu sehr spezialisiert, als daß sie sich zum «homo» hätten entwickeln können. Schließlich ist ihre Gruppe erloschen, gejagt vielleicht

von den Nachkommen jenes Typus, zu dem auch das Kind gehörte.

Der Leser wird bereits bemerkt haben, daß diese Deutung der vorliegenden Funde nur als ein Versuch gewertet werden kann. Sie enthält ein nicht geringes Maß an Spekulation. Das ist aber vollkommen in Ordnung, solange wir uns den Unterschied zwischen den Tatsachen und der auf diese Tatsachen aufgebauten Hypothese klar vor Augen führen. Um diesen Unterschied noch klarer zu machen, möchten wir nun, als Abschluß dieses Berichtes, ganz kurz das Tatsachenmaterial und die daraus resultierenden möglichen Schlußfolgerungen für unsere Auffassung über die Ursprünge des Menschen noch einmal zusammenfassen.

Ergebnisse

Die Tatsachen:

▷ Vor dem Zinjanthropus und vor allen uns bekannten Australopithecinen existierte bereits ein Wesen, das – soweit wir aus dem vorliegenden beschränkten Tatsachenmaterial ersehen können – ein geeigneteres Zwischenglied zwischen gewissen fossilen Affen und dem Urmenschen darstellt als die bis jetzt entdeckten Australopithecinen.

▷ Die Überreste dieses Wesens treten in engem Zusammenhang mit Spuren der Werkzeugverfertigung und des Jagens auf. Das Gehirnvolumen und die Morphologie der Hand machen es wahrscheinlich, daß dieses Wesen tatsächlich diese Betätigungen selber ausübte.

▷ Es scheint unmöglich zu sein, den Zinjanthropus als Nachkomme dieses von dem Kind dargestellten Typus zu bezeichnen. Die morphologischen Unterschiede sind zu groß und die Zwischenzeit ist zu kurz, um eine solche Auffassung zu erlauben.

▷ In einer geologischen Schicht oberhalb von diesen zwei Fundstellen (zuerst fand man das Kind, in einer darüberliegenden Schicht den Zinjanthropus) kam ein Typus vor, der große Ähnlichkeiten mit dem Pithecanthropus von China aufweist. Ein solcher Typus könnte nur äußerst schwierig von einem zinjanthropusähnlichen Wesen abgeleitet werden. Es besteht aber keine Schwierigkeit, ihn auf jenes

Wesen zurückzuführen, das uns durch die Überreste des Kindes bekannt geworden ist.

Eine mögliche Deutung:

▷ In der als Altpleistozän genannten erdgeschichtlichen Periode (also vor – mehr oder weniger – einer Million Jahren) existierten zwei Linien der hominiden Evolution. Nur die eine von ihnen, jene nämlich, die durch die Überreste des Kindes in Oldoway repräsentiert wird, führte schließlich zum «homo». Die andere Linie (sie schließt sowohl den Zinjanthropus als auch die Australopithecinen ein) endete im Laufe der Entwicklung – wegen der Überspezialisierung ihrer Repräsentanten – in einer Sackgasse.

▷ Die in Oldoway in nächster Nähe des Zinjanthropus und in Südafrika bei den Australopithecinen gefundenen Werkzeuge wurden möglicherweise gar nicht von diesen Wesen selber hergestellt, sondern von den Nachkommen jenes Typus, dem auch das Kind angehört. Einem Typus, der – wie wir jetzt wissen – vor den Australopithecinen bereits existiert hat.

▷ Es ist durchaus denkbar, daß die Überreste des Zinjanthropus und der Australopithecinen die Opfer eines Jägers von dem Kind-Typus darstellen, genau wie die anderen Tiere, deren Knochen auch innerhalb desselben Lebensbereiches gefunden wurden. Diese Möglichkeit wurde bereits früher von einigen Anthropologen in Betracht gezogen. Erst jetzt besitzen wir aber ein solides Beweismaterial, um diese Ansicht zu erhärten.

Das sind die Tatsachen, die während der letzten Jahre in Oldoway zum Vorschein kamen und die durch sie nahegelegten theoretischen Schlüsse. Man kann nicht behaupten, daß sie unsere Auffassung über die Ursprünge des Menschen revolutionieren. Sie haben aber einige äußerst wertvolle Informationen gebracht, einige Lücken in unseren Kenntnissen ausgefüllt, manche falschen Annahmen berichtigt und uns ein komplizierteres Bild der prähumanen Evolution nahegelegt. Die Arbeit in Oldoway ist noch im Gange, während ich diese Zeilen schreibe. Wir dürfen hoffen, daß in kurzem neue Entdeckungen erfolgen werden, die dann noch mehr Lücken ausfüllen und die Deutung der Entwicklung (die hier vorgeschlagene miteinbeschlossen) weiter präzisieren bzw. berichtigen werden.

John Frisch S.J., Nairobi

Heilsdiakonie in der Gesamtkirche*

Zur einseitig klerikalen Diakonie des kirchlich-hierarchischen Heilswerkes muß wieder die Gesamtdiakonie¹ wie in den Gemeinden und Provinzen der urchristlichen Welt durchdringung kommen.

Wie aber ist Diakonie im kirchlichen Bereich zu verwirklichen? Vor allem durch das allgemeine Priestertum des getauften und gefirmten Laienchristentums, das dem Weihepriestertum des Klerus (= Auslosung, Auswahl, Elite aus den Laien) innerhalb der Leib-Christi-Kirche zur Seite steht, und zwar nach dem ersten Petrusbrief 2,9 in königlicher Eigenständigkeit und freier Initiative. Es stellt gleichsam den linken laikalen Arm neben dem rechten klerikalen Arm des Corpus Christi dar und verdoppelt die Weltwirksamkeit der Kirche.

Die sakramentale Verknotung der hierarchischen Heilsdiakonie des Klerus mit der weltlichen Gemeindediakonie des Laien-

tums ist gegeben in einem kirchenamtlichen Diakonat mit Weihe und Sendung, der sowohl den Eintritt zum ehelosen Weihepriestertum als zum verehelichten Laienpriestertum im Sinne des allgemeinen Priestertums in einer Gemeindediakonie und einem mittleren Kirchendienst darstellt, wie in der apostolischen Urkirche.

In über 47 internationalen Publikationen wurde seit zehn Jahren dieses Problem entwickelt aus den Notrufen der Zeit. Gruppennotstände rufen nach dem Missionsdiakon, Diasporadiakon, Caritasdiakon, Arbeiterdiakon usw. Wie einst die griechische Gruppe in Jerusalem nach dem Diakon rief und wie das Trienter Konzil auch für die Minoristen wieder kirchliche Ämter zu erwecken versuchte.²

² Josef Hornef, *Kommt der Diakon der frühen Kirche wieder?* Herder-Verlag, Wien 1959. Eine Zusammenfassung der diakonischen Funktionen aus den Erfahrungen der Diaspora heraus.

Revue «Informations Cath. Internationales» vom 1. 4. 1960. Unter dem Titel «À l'ordre du jour: Le diaconat» eine weitere Zusammenfassung aktueller Bestrebungen von einem ungenannten Verfasser.

Berichtsreihe in der Zeitschrift «Anregung», Köln 1960, über das informative internationale Gespräch anlässlich des Eucharistischen Weltkongresses in München vom 3. 8. 1960 betreffend die zeitgemäße Erneuerung des Diakonates aus der Sicht der Pastoral, Liturgie, Caritas und des Filialdiakons.

Ein umfassendes Werk über die Diakonatsfrage ist von Prof. Karl Rahner S. J., Innsbruck, zu erwarten.

* Siehe dazu: «Diakonie, eine Weltaufgabe des gesamten Christentums» in «Orientierung» Nr. 4, S. 45–47.

¹ Herbert Krimm, *Diakonie als Funktion der Kirche. Eine Sammlung von Beiträgen.* Evang. Verlagswerk, Stuttgart 1953.

M. D. Chenu, *Diakon im Jahre 2000?* (kath.) in «Theologie und Gegenwart» 1960 (3. Jg.), Heft 4. Dort die hauptsächlichste kath. Literatur.

► Im Leben des Laienchristen ist das erste und vordringlichste Feld der Diakonie die Ehe, in der zwei in einem Leib sein werden und eines des anderen Last tragen soll in selbstlos dienender, opferwilliger Liebe. Dieses von den Laienchristen selber einander auf Grund ihres allgemeinen Priestertums gespendete Ehesakrament unter Zeugenschaft und Segen der Kirche ist das Aufbausakrament der natürlichen Lebensfortpflanzung der Kirche, so wie die Priesterweihe das Aufbau- und Fortpflanzungssakrament des übernatürlichen Lebens in der Kirche ist. In solcher Familie lernen schon die Geschwister die dienende Liebe, Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit aus Liebe zu Gott und den Eltern wie eine Vorübung fürs spätere Leben. Pius XII. wies wiederholt und eindringlich (besonders am 20. 1. 1958) auf dieses liebende Dienen und Üben hin, auf diese erste Schule für Kontakt, Ausgleich und Rücksichtnahme.

► Diakonie tritt aus der Familie in die Öffentlichkeit vor allem in der Gemeindediakonie.³ Sie ist das Kennzeichen lebendiger Pfarrgemeinde und besteht in der persönlichen Übung nicht bloß karitativer Einzelwerke, sondern auch in der Beteiligung an sozialen und missionarischen Werken der Kirche über die eigene Gemeinde hinaus.

Wenn der Rassenmythos Nietzsches und des Nationalsozialismus dem Christentum vorwirft, daß es sich nur um fremdes und krankhaftes Leben sorge und selber ein krankhafter, schwächlicher Mitleidskomplex sei, so rührt dieser Vorwurf her von einem Mangel an Diakonie in den christlichen Kirchen. Diakonie ist eben umgreifender als Caritas und wirkt nicht bloß heilend und fürsorgend, sondern baut auch pflegend und vorsorgend kräftiges Christenleben auf. Diakonie arbeitet auch seelisch von Mensch zu Mensch und nicht bloß mit bürokratischer Wohlfahrts-technik oder bloß mit materiellen anonymen Gaben einer Organisation. In jeder Gemeinde sind zum Beispiel persönliche Einzelaushilfen in Haushalt, Krankenpflege und Kinderaufsicht nötig und möglich.

► Größere diakonische Aufgaben, besonders in der Familienseelsorge, werden ähnlich wie im evangelischen oder ostkirchlichen Diakonat oder im Sektenwirken am besten von verheirateten Diakonen⁴ oder den Diakonissen erfüllt: Beratung in Ehe- und Familienangelegenheiten, Ehesanierung und Mischehenvorsorge, Alten- und Einsamenbetreuung, Jugendführung und Jugendunterricht, Bewährungshilfe, Schutzaufsicht, Trinkerrrettung, Straftatlassenenfürsorge und Besorgung von Patenschaften oder Vormundschaften gegenüber kommunistischen und Sektenmachenschaften.

Die römischen Laienweltkongresse von 1951 und 1957 bleiben solange ohne sichtliche Wirkung, als nicht an der Front der kirchlichen Heilsarbeit die diakonische Einzelarbeit aller Christen und ein kirchenamtlicher Wehediakonat für Laien in der Gemeindearbeit einsetzt unter intensiver Aktivierung des männlichen Laienpotentials. Die Gruppen- und Anstaltsdiakonie von Orden, Kongregationen und Bruderschaften, die sich wie Gemeinschaftsteams für gefährdete Gruppen oder für karitative Sonderaufgaben einsetzen, kann hier nur erwähnt werden. Sie sind ein Ruhmeskranz im geschichtlichen Heilswirken der Kirche, sind aber jetzt selbst gefährdet durch Nachwuchsmangel, der eben vom Mangel an diakonischem Geist herrührt.

► Besondere Bedeutung gewinnt heute die Diakonie der volksführenden Berufe im Hinblick auf den bedenklichen Nachwuchsmangel gerade in den akademischen Berufen.⁵

³ Gerhard Brennecke, *Diakonie der Kirche in einer veränderten Welt*, Lettner-Verlag, Berlin 1956 (evang.).

Christiane Bourbeck u. Heinz-Dietrich Wendland, *Diakonie zwischen Kirche und Welt. Studien zur diakonischen Arbeit und Verantwortung in unserer Zeit*, Furche-Verlag, Hamburg 1958.

Christian Berg u. Gerhard Noske, *Vom geordneten Dienen in der Gemeinde*, Ebenda 1960.

Franz Thoma, *Evangelische Diakonie und Katholischer Diakonat. Eine vergleichende Studie*. In «Münchener Theolog. Zeitschrift» 1960, Heft 3.

⁴ Franz Thoma, *Ist Wehediakonat mit Ehemöglichkeit heute möglich und notwendig?* In Zeitschrift «Orientierung», Zürich 1960 (24. Jg.), Nr. 11.

⁵ Franz Thoma, *Wo bleibt der akademische Nachwuchs der Katholiken?* Rosenheim 1960, 2. Aufl.

Die Katholiken im deutschen Bundesgebiet und anscheinend auch in anderen Ländern stehen in den höheren Berufen und Stellungen im Verhältnis des Anteils ihrer Konfession an der Bevölkerungszahl und im Verhältnis zum Anteil anderer Konfessionen oder Konfessionslosen in den akademischen Fakultäten, Berufen und Stellungen oft auffallend zurück, trotz Wirtschaftshausse, Hochschulhausse und öffentlicher Studienförderung. Der höher geschulte Christ trägt aber vor seinem Schöpfer und Herrn auch eine höhere Berufung und Verpflichtung zur Verdoppelung seiner Talente in der Reich-Gottes-Arbeit nach dem Gleichnis Christi: zur Volksführung in Wort und Beispiel, Rat und Tat; zu Kandidaturen in beruflichen, kommunalen und politischen Körperschaften; zur Mitarbeit in den staatstragenden Führungsschichten; zur Eliteförderung unter andauerndem, opferforderndem Fortbildungs- und Vorwärtstreben – also weniger zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes und Gewinnes, als vielmehr um einer christlichen Demokratie, Gesellschaftsordnung und Kulturauffassung Dienste zu leisten und dadurch in seiner Art Gott zu dienen.

► Damit steht in engem Zusammenhang die heute besonders von evangelischer Seite propagierte sozialpolitische und kulturpolitische Diakonie.⁶ Man versteht darunter einen Sachverständigenkreis, welcher beratend und antragstellend den maßgebenden oder gesetzgebenden Körperschaften zur Seite steht und eine Art Koordinationsstab bildet für christliche Auffassungen und Interessen. Andere Kreise pflegen ja auch ihre Klubs und Protektionszirkel. Notstände müssen eben nicht bloß mit Einzeldiakonie von unten her, sondern auch umfassend wirksam von oben her angegangen werden, vor allem in der Gesetzgebung.

Voraussetzung ist allerdings eine im Verhältnis genügende Vertretung der christlichen Konfessionen gegenüber den liberalistischen und sozialistischen Einflußmächten. Ein schwerer Nachwuchsrückstand hat sich da im Bundesgebiet auf Seite der katholischen studierenden Frau herausgestellt. Während 1949 bis 1957 die Studentinnen von 21,6 % auf 23,1 % zunahm, blieben die katholischen Studentinnen auf 6,4 % stehen. Der im Verhältnis viel zu geringe Anteil der katholischen Frau in fast allen kulturellen, politischen, sozialen und betrieblichen Institutionen ist offenkundig im Vergleich zum Beispiel zum steigenden Auftreten der sozialistischen Frau.⁷ Und welche steigende Verantwortung käme gerade der Frau durch ihre Gleichberechtigung im öffentlichen Leben zu: in Familien-, Erziehungs- und Wirtschaftsfragen; in der weiblichen Schulbildung und Ehevorbereitung; in Betriebs- und Volkshygiene; in der Bekämpfung der Suchtgefahren (Alkoholismus, Sexualismus, Prostitution, Entwürdigung der Frau in Film und Literatur); auch in Fragen des Friedens und des Wehrdienstes, des Atomschutzes und gesetzlichen Notdienstes, des sozialen Hilfsdienstjahres oder freiwilligen diakonischen Jahres der weiblichen Jugend zugunsten überlasteter Familienmütter und Krankenschwestern!

► Eine im Werden begriffene ökumenische Diakonie der christlichen Konfessionen scheint die schon bestehende Caritas Internationalis zu integrieren. Es bilden sich Arbeitsteams von Laien für 1 bis 5 Jahre (Ärzte, Pflegerinnen, Lehrer, Architekten, Handwerker, Techniker, Sozialhelfer) für Missionshilfe, Schulen, Krankenhäuser, Sozialinstitute und Investitionen der Entwicklungshilfe.

Bahnbrechend geht seit zehn Jahren der Internationale Bauorden voran. Die USA bauen seit 1960 mit Erfolg ein Friedenskorps auf für die Entwicklungsländer, das absichtslos und unentgeltlich in Notstandsbereichen sich einsetzt, um mit gleicher Sprache, gleicher Nahrung und gleicher Lebensweise zu helfen und zu dienen. Der Aufruf Kennedys weckte besonders bei der studierenden weiblichen Jugend lebhaftes Beteiligung und zündete auch schon im Bundesgebiet.

Von höchsten Stellen der katholischen Weltkirche aus wurden 1960 weltweit schauende Unternehmungen gegründet: Kardinal Lercaro von Bologna eröffnete ein internationales Seminar für Sozialdienste. Kardinal Ottaviani vom Hl. Offizium schuf das St. Pius V.-Institut zur Verteidigung und Stärkung der christlichen Werte, zur gesellschaftlichen Klärung und zur sozialen Hebung der Völker. «Die geistigen Erfordernisse der Gegenwart machen eine noch viel größere Anstrengung notwendig, als der Mensch sie für die Erreichung auch der größten wissenschaftlichen Erfordernisse und Eroberungen schon aufwandte.»

⁶ Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, «Wichern zwei». Zum Verhältnis von Diakonie und Sozialpolitik. Beitrag im Sammelwerk von Krimm 1. c.

⁷ Siehe Thoma, *Der akademische Nachwuchs*, S. 18 und 28.

Eine gemeinsame ökumenische Diakonie der christlichen Konfessionen, womöglich mit einer gemeinsamen Clearing- oder Koordinierungsstelle für sozialkaritatives Wirken in der Welt könnte den Unionsgeist und Una-Sancta-Geist in der Welt besser fördern als fruchtlose Glaubensverhandlungen. «Getrennt marschieren, aber vereint schlagen», ist alter taktischer Grundsatz.

► Um den Dämonien der Zeit mit ihrer konzentrischen Aktivität und Aggressivität zu entgegnen, sowie den heilsdiakonischen Aufgaben der Weltkirche Christi konformer zu werden, müssen auch neue Anstrengungen der Laienwelt⁸ ergänzend einsetzen: die Einzeldiakonie aller Christen, der Weihediakoniat des männlichen Laienpotentials mit mittlerem Kirchendienst und mit Gemeindediakonie, die Gruppen- und Anstaltdiakonie der geistlichen Gesellschaften mit vermehr-

⁸ Msgr. Luigi Civardi, Über die römische Diözesansynode in einer Reihe von Leitartikeln des «Osservatore Romano» ab 23. 10. 1960: Die Verpflichtung zum Laienapostolat und zur Sozialaktion (4. Teil der Konstitutionen mit 83 Artikeln) auszugsweise in «Die Römische Warte», Beilage zur «Deutsche Tagespost», Würzburg 1960, Folge 13–17.

Die Pläne und Wirklichkeit des sowjetischen Schulprogramms

1.

«Das kommunistische System der Volksbildung basiert auf der öffentlichen Erziehung der Kinder. Der erzieherische Einfluß der Familie auf die Kinder muß immer mehr organisch mit ihrer öffentlichen Erziehung verbunden sein». Mit andern Worten ausgedrückt: Die Eltern sollen ihr Recht auf die Erziehung immer mehr an den Staat abtreten, weil nur auf diese Weise gewährleistet werden kann, «die junge Generation im Geiste der kommunistischen Bewußtheit und Sittlichkeit heranzubilden».¹ N. S. Chruschtschow sprach im Programmtext zum XXII. Parteitag ganz offen aus, weshalb die Partei die Erziehung vollständig an sich reißen will: «Die Partei benützt die Mittel der ideologischen Einwirkung, um die Menschen im Geiste der wissenschaftlichen-materialistischen Weltanschauung zu erziehen und religiöse Vorurteile zu überwinden ...» An diesem Punkt angelangt, liegt allerdings für die Kommunisten ein recht entscheidendes Problem: die Verwirklichung ihres Wunsches!

► Hier scheint das Internatssystem die geeignete Lösung zu bieten. Nicht nur, daß auf diese Weise gewissermaßen von der Wiege bis zur Bahre die Partei ihr Menschenmaterial in den Fingern hat, es werden so auch die Frauen für die Arbeit in der Produktion frei. Unter diesem Aspekt gesehen versteht man mühelos, was den russischen Kindern blüht, falls sich Chruschtschows Pläne verwirklichen sollten. In der sogenannten kommunistischen Gesellschaft, die bis 1980 verwirklicht werden soll, sind auch die schulischen Probleme gelöst.

«In Stadt und Land wird der Bedarf an unentgeltlichen Kinderkrippen und -gärten, anderen Tagesstätten und Pionierlagern voll gedeckt; ein dichtes Netz von Internatsschulen mit unentgeltlichem Unterhalt der Kinder aufgebaut; überall die unentgeltliche Schulspeisung eingeführt, das Netz der Ganztagschulen mit unentgeltlichen Mittagessen ausgebaut; die Versorgung mit Schulkleidung und Lernmitteln wird unentgeltlich erfolgen.»

► Ein weiterer bedeutsamer Punkt im sowjetischen Schulprogramm ist die Erweiterung der Schulpflicht, die in der obligatorischen Mittelschulbildung der Russen gipfeln soll. Auf dem 22. Parteikongreß erklärte Chruschtschow: «In der Sowjetunion ist die allgemeine achtjährige Schulpflicht eingeführt und die Voraussetzungen sind dafür geschaffen, daß

¹ Programm der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Entwurf).

tem diakonisch geschultem Nachwuchs für die gesteigerten Zeitnotstände. Vor allem aber ist notwendig der Durchbruch der Jugendbewegung von der inneren, biblisch-eucharistisch-liturgischen Erneuerung her zum praktischen diakonischen Einsatz, zunächst für ein freiwilliges soziales Hilfsdienstjahr oder kirchlich gefördertes diakonisches Jahr zur Stützung überforderter Familien oder Heime, später auch zum Einsatz in der Entwicklungshilfe in der Welt.

Die im öffentlichen Leben wirkende Christopher-Bewegung von James Keller (seit 1945) und die innerkirchliche Erneuerungsbewegung von Riccardo Lombardi werden nur wirksam zur «Erneuerung der Welt durch eine bessere Menschheit», wenn die Einzeldiakonie wieder zum Bewußtsein, zur Selbstverantwortung und zum Lebensgrundsatz jedes Christen erhoben wird.

Diese diakonische Grundhaltung der Christen als Grundkonstante lebendigen Christentums kann und muß ein neuer Anruf und ein neuer Kontakt des Christentums in die Welt werden und kann allein die Welt wieder mit christlichen Kräften mitgestalten.

Dr. Franz Thoma

alle, die es wollen, eine abgeschlossene Mittelschulbildung erwerben können. Die nächste Aufgabe im Bildungswesen ist der Übergang zur allgemeinen Mittelschulbildung.»²

2.

Soweit die Pläne! Aber auch im Kommunismus gibt es die Realität des Alltags, welche Grenzen aufzeigt und erhebliche Widerstände entgegengesetzt. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis zeigte in diesem Fall ein sehr offener Artikel, welcher am 9. Januar in der «Komsomolskaja Pravda» unter dem bezeichnenden Titel «Fehler oder Betrug» erschien.

Was war geschehen? In der Einleitung des Artikels lesen wir unter anderem: «Unlängst organisierte eine Brigade des Zentralkomitees des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes (Komsomol) einen Streifzug in die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Mari». Diese Republik gehört zum Verband der RSFSR, liegt am Mittellauf der Wolga und umfaßt rund 23 000 qkm mit einer Bevölkerung von 647 000 Menschen.³ Es ist zu beachten, daß die Republik der Mari noch im europäischen Rußland liegt, außerdem noch verhältnismäßig nahe der Hauptstadt Moskau. In dieses Gebiet wurden 400 Funktionäre entsandt, welche volle zwei Wochen «Schule um Schule, Rayon um Rayon kontrollierten». Das Ergebnis der Untersuchung kann aus den folgenden Zitaten ersehen werden.

«Nach Angaben des Ministeriums für kulturelle Bildung der Autonomen Republik besuchten in diesem Schuljahr 730 Kinder die Schule nicht. Wie der Minister für kulturelle Bildung der Republik, Genosse Chlybov, erklärte, wurden Maßnahmen ergriffen, und daraufhin gingen am 25. November 1961 ,nur‘ noch 233 Kinder nicht zur Schule, davon 92 ohne triftige Gründe». Voller Ironie heißt es im Artikel weiter: «Allerdings ist auch dies sehr viel, aber ,Maßnahmen wurden ergriffen‘, die Ziffer um das Dreifache in den Sammelberichten verkürzt». Aber eben, nur in den Berichten, denn nach detaillierten Angaben kommt der Berichterstatter zum Ergebnis: «In der gesamten Republik, so ergab der Streifzug, lernen rund 500 Menschen nicht».

«Weshalb», so fragt der Reporter, «verlassen jetzt die Kinder die Schule schon nach der vierten, dritten oder gar zweiten Klasse? Dafür gibt es verschiedene wechselseitige Ursachen. Die Besonderheit der Republik – es gibt hier viele, weit voneinander entfernte Dörfer. Es kann sein, daß der Schulweg 3, 10, 15 km beträgt. Die Kinder müssen zur und aus der Schule gefahren werden. Aber dies geschieht bei weitem nicht

² Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den 22. Parteitag, 17. 10. 61.

³ Malaja Sovetskaja Enciklopedija, Moskva 1959, Bd. 5, S. 936.

überall ... In vielen Kolchosen, in vielen der Rayons vermag man die ‚schwierige‘ Frage nicht zu lösen: wie soll man die Fuhrleute bezahlen? Und während sich die Erwachsenen streiten, gehen die Kinder zu Fuß».

«Es gibt ein radikales Mittel: bei den Schulen Internate errichten. Mögen die Kleinen, welche mit Mühe nach Hause kommen, bei der Schule wohnen. 770 Schulen bedürften eines Internats, aber viele Internate entsprechen, wie bekannt ist, nicht den normalen Anforderungen des Lebens und der Erziehung der Kinder». Einige Situationsberichte mögen dies illustrieren: «Mühsam leben die Kinder des Sotnurskij-Internats im *Wolga-Rayon*. Warmes Essen wird nirgends für sie bereitet. Die Leiter des Kolchos ‚Rußland‘ untersagten, Matratzen mit Stroh auszustopfen und die Kinder schlafen auf den bloßen Decken. In einem havarierten Zustand befindet sich das Internat bei der Paranginskij-Schule. Die Kinder schlafen dort zu zweit in den Betten. Heißes Essen erhalten sie nicht, sie essen trocken. Es ist illusorisch, von einer erzieherischen Arbeit auch nur zu sprechen».

«Im *Morkinskij-Rayon*», so weiß die Zeitung zu berichten, «gibt es 10 000 Schüler, aber warme Nahrung erhalten nur 1300. Nicht einmal primitive Buffets sind für die Kinder geöffnet». Voller Empörung schreibt der Korrespondent der «Komsomolskaja Pravda»: «Seit jeher gilt in jeder Familie das Prinzip: zuerst die Kinder. Dies ist das Gesetz unseres Volkes: das Beste für die Kinder! Doch hier ist es umgekehrt: jedem wie es ihm paßt, nur nicht den Kindern.»

Auch über die finanzielle Seite des Schulproblems gab es im Artikel einiges zu sagen. «In der Republik wird der Fonds für die allgemeine Grundschulbildung nicht vollständig aufgebraucht. Im Jahre 1960 wurden 64 000 Rubel nicht verausgabt, und sie waren als materielle Hilfe für die Kinder festgesetzt worden.» Bei dieser Lage der Dinge muß es allerdings sehr erstaunen, wenn plötzlich davon gesprochen wird, man müßte

den entsprechenden Fonds erhöhen – und zwar nicht etwa durch Vergrößerung des entsprechenden Budgets, sondern durch «freiwillige» Beiträge. In diesem Punkt wird der Artikel äußerst konkret: «Die Komsomolzen der Rayons der Kolchosen müßten die Verpflichtung zur Erhöhung dieser sehr wichtigen Fonds auf sich nehmen: ein Konzert veranstalten, für das Geld entrichtet werden müßte; eine freiwillige Sonntagsschicht für den Fonds der allgemeinen Grundschulbildung leisten, einen Teil der Mittel für die Kinder abzweigen, wobei diese einzelnen Teile konzentriert würden, usw.» Anscheinend zeigten die Komsomolzen allerdings bis jetzt wenig Empfänglichkeit für solche Anregungen, die nichts anderes als eine verschleierte, aber recht massive zusätzliche Besteuerung des Einzelnen beinhalten.

Im Vergleich zu den Chruschtschowschen Plänen mutet der sowjetische Alltag im Schulwesen unbestritten recht bescheiden an. Wie weit der Diktator im Kreml die Passivität des russischen Volkes, den Widerstand der Eltern und die natürlichen Gegebenheiten des Landes in seine Rechnung miteinbezogen hat, muß dahingestellt bleiben. Allerdings wäre das Bild verzeichnet, wenn man nicht zur Kenntnis nimmt, daß wir hier noch nichts über die Qualität des sowjetischen Schulunterrichtes gesagt haben. Zweifellos hat der Unterricht als solcher in den meisten Fällen ein ganz beachtliches Niveau. Es bleibt unbestritten, daß das Schulwesen unter den Kommunisten in Rußland einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, einen Aufschwung, den der Westen – bei aller Ablehnung der unmenschlichen und damit widernatürlichen kommunistischen Utopien – anerkennen muß. Dies ist jedoch noch lange kein Grund, auf die Sowjetpropaganda hereinzufallen, denn Propaganda ist es im letzten, was Chruschtschow mit seinen neuesten Schulplänen bezweckt. Zumindest beim eigenen russischen Volk wird diese Propaganda abprallen, solange es sehen muß, daß der bisherige, viel bescheidenere Rahmen nicht überall durchgeführt ist. *Rob. Hotz*

Asien und Europa: eine geistige Spannungseinheit

(Buchbericht)

«In einem bedeutenden, von westlichen Industriellen errichteten Stahlwerk Indiens haben die europäischen Arbeiter und Ingenieure den Seelsorger, der zu ihrer Betreuung aus Europa nach Indien gekommen war, wörtlich vor die Türe gestellt. Milliarden hat der Westen in steriler, ja schädlicher Weise im Osten vergeudet wegen des wertblinden, ja wertfeindlichen Vorurteils, auf die innere Haltung und Absicht des Gebens komme es nicht an, sondern nur darauf, dem Kommunismus finanziell und technisch im Kampf um den asiatischen Markt oder um die östliche Freundschaft zuzukommen. Als ob der feinfühligste Asiate den geistigen Abgrund nicht merkte zwischen der Wirtschafts- und Bildungshilfe aus echter Partnerschaft und derjenigen, die aus bloßer Angst vor dem Kommunismus erfolgt. Letztere verrät eine Haltung, die dem Schicksal des farbigen Volkes gegenüber gleichgültig, ja überheblich ist, also eine innerlich kolonialistische Haltung, die das antiwestliche Ressentiment schürt, das sie zu schlichten wähnt.» Mit diesen Worten charakterisiert *Jacques-Albert Cottat*, Botschafter der Schweiz in Indien und führender Gelehrter auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft, die heute zu Ende gehende Epoche der westlichen Entwicklungshilfe.¹

¹ *Jacques-Albert Cottat, Die geistige Bedeutung Asiens und des Abendlandes füreinander* (Münchener Universitätsreden. Neue Folge. Heft 30). Max Hueber Verlag, München, 1961. 36 Seiten, geheftet DM 2.80.

Cuttat weist zugleich darauf hin, daß die Westmächte seit einigen Jahren die Notwendigkeit eines radikalen Umdenkens einzusehen beginnen. Führende Staatsmänner Europas und Amerikas erklären heute offiziell, der entscheidende Antrieb zur Entwicklungshilfe solle nicht politischer, wirtschaftlicher oder philanthropischer, sondern ethischer Natur sein. Diese neue Haltung wird oft mit Begriffen wie «Solidarität», «Partnerschaft mit den farbigen Völkern», «Schicksalsgemeinschaft mit dem Osten», «Pflicht der Gerechtigkeit», ja weltweites «Gebot der Nächstenliebe» umschrieben. Eine ungeheure Wandlung vollzieht sich heute. Machthaber unterwerfen zum erstenmal die Machtpolitik der höheren Macht der Bruderliebe. Die jahrhundertlang von Politik und Wirtschaft verbannte spirituelle Haltung tastet sich durch zum realpolitischen Faktor. Im internationalen Kräftespiel dämmern interreligiöse Dimensionen, nicht nur als Tarnungen egoistischer Absichten oder als fromme Wünsche, sondern als das, was sie sind: die größte Kraft auf Erden.

Eine geistige Begegnung bahnt sich also heute zwischen Asien und Europa an. Diese Begegnung setzt aber voraus, daß wir um die geistige Grundhaltung Asiens in ihrer Beziehung zur abendländischen wissen. Im folgenden wollen wir deshalb über einige Ansichten rein referierend berichten, welche uns wichtig genug scheinen, um in das Dossier «Asien-Europa» aufgenommen zu werden.

*

Als erste Stellungnahme möchten wir den Asienbericht von *Arthur Koestler* anführen. Er unternahm in den Jahren 1958/59 eine Reise nach Indien und Japan, die er später – in seinem jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegenden Buch «Von

Heiligen und Automaten»² – mit der bei ihm gewohnten (geistig geradezu verführerischen) Brillanz beschrieb. «Niemand in seiner Geschichte ist unser Geschlecht einer so tödlichen Bedrohung ausgesetzt gewesen wie heute, und wir können es uns weniger denn je leisten, auf Rat und Beistand von unerwarteter Seite her zu verzichten» (S. 357). Es war also eine Reise gleichsam in äußerster geistiger Not. Ihr Ergebnis: Koestler gelangte «widerstrebend zu dem Schluß, daß weder Yoga, Zen noch eine andere Form des asiatischen Mystizismus der Welt einen Ausweg weisen kann» (S. 357). Dieser geistige Reisebericht Koestlers ist ein hartes und einseitiges Buch. Er wird vom Verfasser selber als eine «Mischung von pedantischen Einzelheiten und gewagten Verallgemeinerungen» (S. 10) angesehen. Doch ist Koestler ein Suchender von nicht unbedeutender Intuitionskraft. Deshalb muß seine Stimme registriert werden.

«Wie zahllose andere vor mir» – schreibt Koestler im Vorwort – «habe ich mich gefragt, ob der Osten für unsere Verwirrungen und ausweglosen Probleme eine Antwort weiß ... Das Ergebnis des Experiments war recht unerwartet, aber auch beruhigender, als ich erhofft habe» (S. 9). «Ich begann meine Pilgerfahrt in einem Zustand der Depression und kam zurück, stolz, ein Europäer zu sein ... Wenn man bedenkt, wie Europa die Prüfungen seiner Vergangenheit bestand, welche Beiträge es zur Geschichte der Menschheit geleistet hat, und wenn man dies mit der Geschichte anderer Kontinente vergleicht, so ist man aufs neue voller Vertrauen und Zuneigung zu der winzigen Figur, die auf dem Rücken des asiatischen Stiers dahinreitet» (S. 361). Wir möchten nun aus dem «Epilog» des Buches, in dem Koestler eine Zusammenfassung seiner Erfahrungen in Asien gibt, einige Items hervorheben, die uns besonders nachdenklich stimmen.

▷ «Sowohl Indien als auch Japan scheinen geistig mehr verwelkt zu sein, dem Glauben mehr entfremdet als der Westen. Sie liegen an entgegengesetzten Enden des asiatischen Spektrums, mit China in der Mitte, dessen Kultur eine der ältesten der Welt ist und das dennoch unfähig war, dem Ansturm einer materialistischen Ideologie standzuhalten ... In Asien nach mystischer Erleuchtung und geistigem Rat zu suchen, ist genauso anachronistisch wie die Vorstellung, daß die Vereinigten Staaten ein Land der lassoschwingenden Cowboys sind» (S. 349).

▷ «Die asiatischen Religionen waren während der letzten eineinhalb Jahrtausende in einem stetigen Verfall begriffen. Buddhismus, Konfuzianismus und Taoismus wurden alle im sechsten vorchristlichen Jahrhundert begründet; ihre geistige Botschaft beschränkt sich auf die antiken Texte und die monumentalen Kulturwerke, die sie inspirierten. Das religiöse Denken des Ostens bewahrte sein archaisches Gepräge; es ermangelte ihm an jener Entwicklungsfähigkeit, die dem westlichen Monotheismus seine

² Arthur Koestler, *Von Heiligen und Automaten*. Nachwort von C. G. Jung, Alfred Scherz-Verlag, Bern, 1961.

Eigentumspolitik

Jahrbuch des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der westfälischen Wilhelmsuniversität Münster. 2. Band 1961. Herausgegeben von Joseph Höffner. 240 Seiten, Ganzleinen DM 18.—.

Das zweite Jahrbuch des von HH. Prof. Dr. Höffner geleiteten Instituts für christliche Sozialwissenschaften greift ein aktuelles und in der ganzen westlichen Welt immer mehr diskutiertes Thema auf: die Eigentumsstreuung in breite Volksschichten. Seitdem sich eine christliche Sozialbewegung um die Beseitigung der Not des Industrieproletariats und um eine gerechte Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung müht, zählt die breite Streuung des Eigentums zu den wichtigsten Programmpunkten. Von den Abhandlungen Adam Müllers aus dem Jahre 1819, dem Reformprogramm Ritter von Buss' im Badischen Landtag am 25. April 1837, den Warnungen Peter Franz Reichenpergers 1847 bis zu den Sozialenzykliken «Rerum novarum» (1891) und «Quadragesimo anno» (1931) sowie den gerade in unseren Tagen mächtig sich erhebenden Forderungen, durch bessere Streuung eines gewaltig angewachsenen Produktionsvermögens zu einer gerechteren Ordnung beizutragen, ist eine geradlinige und unbeirrbar Entwicklung. Diese Entwicklung wird von Prof. Höffner in sachkundiger und kenntnisreicher Weise nachgezeichnet. Die folgenden Beiträge greifen aus dem Gesamtkomplex von Fragen besonders zwei heraus.

einzigartige Kontinuität verlieh. Die großen östlichen Religionen beruhen eher auf einer spezifischen Lebensform als auf einem geschlossenen metaphysischen Denken; und wenn jene Lebensform durch soziale Umwälzungen erschüttert wird, wie es in Indien und Japan geschah, dann zerbröckeln damit auch die geistigen Werte» (S. 355).

▷ «Die politische Herrschaft Europas über Asien beruhte auf Gewalt; die kulturelle Durchdringung hatte ganz andere Gründe. Die asiatischen Eliten eigneten sich westliche Lebensformen an, weil sie sie begehrt, weil die asiatischen Kulturen ihre Vitalität verloren hatten und dem europäischen Einfluß unterlagen ... Unsere Herrschaft beruhte auf Gewalt, doch unser Einfluß auf Verführung. Und ein Heiliger, der sich so willig verführen läßt, kann gar nicht so heilig sein» (S. 351–352).

▷ «Die asiatische Toleranz ohne Barmherzigkeit hat genauso viel Elend verursacht wie die christliche Barmherzigkeit ohne Toleranz ... Der Pazifismus ist eine Weltanschauung, die leider nur in friedlichen Zeiten anwendbar ist. Es gibt eben immer wieder ein hilfloses Kind, das von einem Sadisten mißhandelt wird, ein Ungarn oder ein Tibet; und das Dilemma zwischen aktivem Eingreifen und passiver Mitschuld hat weder der Westen noch der Osten jemals gelöst ... Es muß leider festgestellt werden, daß die Haltung der Asiaten der Armut und Krankheit gegenüber eine notorisch gleichgültige ist ... Was es an Wohlfahrtsarbeit in den Elendsvierteln in Asien gibt, ist immer noch vorwiegend ein Monopol christlicher Missionare» (S. 353–354).

▷ «Ich glaube demnach, daß die übliche Gegenüberstellung des kontemplativen und durchgeistigten Ostens und des kraß materialistischen Westens auf einem Aberglauben beruht. In Wirklichkeit geht es nicht um den Gegensatz zwischen Materialismus und Geistigkeit, sondern zwischen zwei grundverschiedenen Weltanschauungen ... Die großen asiatischen Zivilisationen haben immer nur die eine Seite betont – die intuitive, mystische, subjektive und alogische Seite. Anscheinend entstammte diese Haltung der konsequenten Unfähigkeit oder Unwilligkeit, der Außenwelt eine unabhängige Realität zuzubilligen. Die Folge war, daß ein objektives begriffliches Denken sich nie richtig entwickeln konnte» (S. 356–357).

«In dem angedeuteten Sinn kam ich eher verarmt denn bereichert aus Asien zurück. Ich fühlte mich auf meinen rechten Platz verwiesen – und dieser Platz war Europa. Gleichzeitig aber schien mir, als ich unseren winzigen Kontinent von den unermeßlichen Räumen Asiens her betrachtete, daß mir ein neues Verständnis für dessen Kompaktheit und inneren Zusammenhalt und für die Einzigartigkeit seiner Geschichte zu dämmern begann» (S. 357–358). Koestler zog also aus, Asien zu finden und entdeckte dabei Europa. Vielleicht müßten wir zuerst Europa zu finden suchen, um Asien zu entdecken. Um Asien richtig zu verstehen, sollte man zuerst die Frage klären: Was ist abendländisch? L. B. (Wird fortgesetzt)

Friedrich Kronenberg untersucht den bisher verhältnismäßig selten erörterten Bereich der Vermögensbildung im Zuge staatlicher Subventionen von 1948 bis 1958 in der Bundesrepublik. Ein umfangreicher tabellarischer Anhang stützt die erarbeitete These, daß die Subventionen im Rahmen des Lastenausgleichs und der agrarpolitischen Maßnahmen zu einer breiten Vermögensstreuung in Westdeutschland in erfreulicher Weise beigetragen haben. Vor allem aber liefert der subventionierte Wohnungsbau Zahlenmaterial, das Vermögensstreuung und leider auch neue Vermögenskonzentration (z. B. bei Genossenschaften!) als Folge staatlicher Subventionen erkennen läßt. Die staatliche Förderung des Eigenheimbaus und der Eigentumswohnung hat weithin der Vermögensstreuung gedient, während von der Subventionierung des Miethäuserbaus starke Konzentrationstendenzen ausgegangen sind. Der Wert gezielter Subventionen zur breiten Vermögensstreuung muß daher wesentlich höher angesetzt werden als steuerpolitische Maßnahmen, die beim heutigen Steuersystem zum weitaus größten Teil die oberen Einkommensgruppen begünstigen.

Eine ähnliche Untersuchung würden die sehr wirksamen staatlichen und betrieblichen Sparprämien verdienen. Und ebenso der Verkauf von Aktien aus dem staatlichen Besitz (Volksaktie, Volkswagenwerk usw.). Hier sind ebenfalls zukunftsweisende Ansätze gemacht worden, die noch beweglicher sind und in gewisser Weise in der heutigen Industriegesellschaft noch angemessenere Formen der Eigentumsbildung darstellen.

Hildegard Wiegmann möchte in der wissenschaftlichen und politischen

Auseinandersetzung um die «Eigentumsbildung in Arbeitnehmerhand» die Möglichkeiten und Grenzen wirtschaftswissenschaftlich abstecken, um damit einer sachlichen Klärung im Sinne des «dringenden Gebots der Stunde» zu dienen. Daß es dazu der Pläne bedarf, die mehr oder weniger in den bisherigen Marktablauf der Einkommensverteilung eingreifen, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Unter den allenthalben diskutierten Plänen bietet nach W. der Investivlohn die größte Chance, dem Ziel einer breiteren Streuung des Vermögens näherzukommen. Die Realisierung des Investivlohns bedarf der Zusammenarbeit aller Beteiligten,

des Staates, der Tarifpartner und nicht zuletzt einer sparwilligen Arbeitnehmerschaft. Das weist auf die Dringlichkeit hin, auch in breiten Schichten ernsthaft die angeregten Gedankengänge weiter zu verfolgen. Der von Aloys Oberhauser herausgestellte Dienst der Wirtschaftswissenschaft ist weithin als Vorleistung zur mutigen Inangriffnahme des Anliegens breiter Vermögensstreuung als einer «Alternative zum Versorgungsstaat» schon geleistet worden und wird mit diesem Beitrag weitergeführt. Er harret einer konsequenten Wirtschaftspolitik und verantwortungsvollen Pädagogik! Dd.

IM FRÜHJAHR 1962 ERSCHEINEN:

Jean Daniélou

WEGE ZU CHRISTUS

Aus dem Französischen übersetzt von Hans Broemser
200 Seiten. Leinen. ca. 14,80 DM

Josef Maria Reuß

GLAUBEN HEUTE

Ueberlegungen für den Dienst am Glauben
Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der Pastoraltheologen im deutschen Sprachgebiet, herausgegeben und eingeleitet von Josef Maria Reuß.
168 Seiten. Leinen. ca. 9,80 DM

François Biot

EVANGELISCHE ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Hermann Schüßler.
ca. 168 Seiten. Leinen. ca. 11,80 DM

Erich Bodzenta

INDUSTRIEDORF IM WOHLSTAND

Band 2 der «Schriften zur Pastoralsoziologie», herausgegeben von Erich Bodzenta, Norbert Greinacher, Walter Menges.
170 Seiten und 38 Seiten Anhang. Mit 8 Figuren und 20 Tabellen. Leinen. ca. 24,80 DM

Wir schicken Ihnen gern ausführliche Informationen und unterrichten Sie über unsere sonstigen Neuerscheinungen!

MATTHIAS GRÜNEWALD VERLAG

MAINZ – POSTFACH 847



Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. – Belgien-Luxemburg: Jährlich bFr. 190.-. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – Deutschland: DM 13.50/7.- Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2, Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch'A. Ludwigshafen Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. – Dänemark: Jährlich Kr. 25.-. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Halbjährlich NF 7.-, jährlich NF 14.-. Best. durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. – Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.-. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährlich Sch. 80.-. U S A: Jährlich \$ 4.-.

MYSTERIUM KIRCHE

in der Sicht
der theologischen Disziplinen

Herausgegeben von Ferdinand Holböck und Thomas Sartory.

Ca. 1100 Seiten, Gln., Subskriptionspreis bis zum Erscheinen des Bandes im April 1962 ca. DM 43.80, Endpreis ca. DM 49.50

Dieses Standardwerk bietet eine Bestandesaufnahme dessen, was die Theologie an neuen Erkenntnissen gewonnen hat über die Wesensstruktur und Rechtsstruktur der Kirche, ihre Aufgaben in und an der Welt, ihre gleichbleibende Identität und Entwicklung im Laufe der Geschichte, ihre Katholizität, ihr Verhältnis zur Orthodoxie und zur evangelischen Kirche.

Die Mitarbeiter sind: Heinrich Fries, Fundamentaltheologie / Karl Thieme, Exegese AT / Rudolf Schnackenburg, Exegese NT / Ferdinand Holböck, Dogmatik / Alfons Auer, Moral / Josef Wodka, Kirchengeschichte / Alfons M. Stickler, Kirchenrecht / P. Pauwels OP, Pastoral / Raphael Schulte OSB, Liturgie / Josef Neuner SJ, Missiologie / Emmanuel Lanne OSB, Kontroverstheologie / Thomas Sartory OSB, Kontroverstheologie.

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

Das theologische Standardwerk des Laienapostolates

Ferdinand Klostermann

DAS CHRISTLICHE APOSTOLAT

1196 Seiten, Leinen Fr. 53.-

«Wir haben hier das theologische Standardwerk des Laienapostolates vor uns. Jedenfalls gehört es zu den bedeutendsten pastoraltheologischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Seine saubere, klare, gedrängte, zeitbestimmte und eigenständige Sprache sei noch eigens erwähnt.»

Michael Pfliegler, Wien

Neu im Tyrolia-Verlag Innsbruck - Wien - München